

Herzliebste Lilly,

verzeih, dass ich dir erst jetzt antworte, aber die Arbeit war gar zuviel, und ich schreibe nicht gern, wenn mich etwas drängt. Die Zeit ist freilich noch immer knapp, doch kann ich nicht länger warten, auch wenn ich fürchte, dass mir die eilig zu Papier gebrachten Worte nicht gefallen werden. Ich sehe es ja jetzt schon! Bitte versteh mich nicht falsch, ich bewundere den spontanen, unverstellten Ausdruck, doch will sich mir ein solcher beim Schreiben nie recht einstellen, und gelingt es mir dann doch einmal, meine Empfindungen sogleich in Worte zu kleiden, so wirken die Zeilen erkünstelt, und das Lesen wird mir zur Qual. Und dennoch, Lilly, mag uns unser Wissen auch nicht vor unseren Erwartungen schützen, so halten uns unsere Befürchtungen doch um nichts weniger davon ab, das zu tun, worauf sie sich gründen. Ob dies ein Glück ist, wage ich nicht zu entscheiden. Gewiss aber ist es kein Unglück, denn wo das eine die Enttäuschung immer schon in sich trägt, ist das andere von Anfang an vor ihr gefeit.

Siehst du, jetzt gerate ich selbst schon in die großen Worte, dabei habe ich noch gar nichts gesagt. Aber ich weiß ja auch gar nicht, wo ich beginnen und wie ich es sagen soll.

Seit drei Tagen erweise ich mich nun schon als Sklavin meiner eigenen Küche. Es fing damit an, dass mein Herr Gemahl einen Fisch gefangen hat. Zumindest hat er einen solchen mit nach Hause gebracht. Ein Spiegelkarpfen, an die zwanzig Pfund schwer. Er hat ihn mir auf den Küchentisch gelegt und gesagt, ich solle ihn gleich zubereiten. Ich habe es getan und – ach, du siehst es ja selbst, mein einfaches Drauflosschreiben raubt dem Alltäglichen seine Dramatik.

Schüttelst du jetzt den Kopf?

Glaubst du, dass unser ganzes Dasein aus solch scheinbaren Banalitäten besteht? Dann bliebe noch immer die Frage, was besser wäre: die gemeinen Dramen mit Worten zu überhöhen, um ihre wahre Größe aufzuzeigen oder sie so darzustellen, wie sie uns entgegentreten? Eine Aneinanderreihung von Plattitüden und Nebensächlichkeiten, einfach und banal. Scheinbar ... Aber gut, ich habe den Karpfen zubereitet, und als ich fertig war, ist Justus zurückgekommen, hat ihn in eine große Pfanne gepackt und ist mit ihm seiner Wege gegangen. Er ist einfach verschwunden, Lilly,

genau wie dein Albert, nur auf eine ganze andere Art und Weise. Auch war er nach ein paar Stunden wieder zurück. Einfach so, als wäre nichts gewesen. Und alles, was er sagte, war: »Der Fisch hat geschmeckt.« Dann ist er in die Kammer gegangen, hat sich ins Bett gelegt und ist eingeschlafen. So laut, dass ich's nicht hätte überhören können. Dabei stand ich noch immer in der Küche, und das einzige, woran ich denken konnte, waren seine Worte. »Der Fisch hat geschmeckt.« Nicht gut, nicht sehr gut und auch nicht vorzüglich, nein, der Fisch hat einfach nur geschmeckt. Geschmeckt! Der Fisch! Ein Karpfen war das, ein Spiegelkarpfen! Fast hätte ich geglaubt, er habe sein Heil in Petrus endlich gefunden. Aber ich konnte mir schon denken, wo er war. Nur wusste ich nicht, dass er mir am nächsten Tag wieder einen bringt. Diesmal war es kein Karpfen, diesmal war es ein Lachs! Dabei hatte er noch nie einen Lachs gefangen, stattdessen immer behauptet, der Fisch sei hierzulande ausgestorben. Und dann kommt er in aller Herrgottsfrühe mit einem Lachs nach Hause! Und wieder so ein Riesenvieh. Legt ihn mir auf den Küchentisch und sagt, ich solle ihn gleich zubereiten. Ich kam mir vor wie in einem dieser Märchen, wo sich alles im Kreise dreht und wiederholt, zumal ich es wieder getan habe. Nur dass es diesmal viel länger gedauert hat, weil ich nicht wusste, wie man einen Lachs am besten zubereitet. Zum Glück habe ich in einem Buch ein Rezept gefunden, aber kaum war ich fertig, war der Fisch auch schon wieder verschwunden. Du kannst dir denken, wie die Geschichte weitergeht. Der verehrte Herr kommt nach ein paar Stunden zurück, sagt, dass der Fisch geschmeckt hat, geht in die Kammer, schläft ein und bringt mir am nächsten Tag wieder einen. Diesmal einen Hecht. Dabei hatte er erst vor ein paar Wochen einen gefangen. Immerhin wusste ich diesmal, wie ich ihn zuzubereiten habe. Ging deshalb auch ein wenig schneller. Verschwunden ist der Fisch trotzdem, aber mir wurde gesagt, dass er geschmeckt hat. Das war vor einer Stunde, und jetzt sitze ich hier in der Küche und warte auf den neuen Tag. Auf den neuen Tag und auf den neuen Fisch. Und obwohl ich weiß, dass er mir wieder einen bringen wird, habe ich alle Spuren beseitigt und meine Seiten über den Tisch hier ausgebreitet.

Lilly, ich habe deinen Brief gerade noch einmal gelesen, und weißt du, obwohl alles ganz anders ist, geht es mir genau wie dir. Ich sitze hier und spüre die Zeit nicht mehr. Ich weiß, ich habe gesagt, sie ist knapp, aber

jetzt spüre ich sie nicht mehr. Ich lasse mich mit offenen Augen durch die Nacht treiben. Aber ich darf nicht nachdenken, nur nicht nachdenken, denn dann wird mir bewusst, dass ein neuer Tag kommen und mich mit seinen Erwartungen bedrängen wird, die ich jetzt schon wieder vor mir sehe, auch wenn ich nicht sagen kann, ob es nicht doch eher Befürchtungen sind. Aber was macht das schon. Wir treffen mit unseren Worten ja doch nie unsere Welt.

Soll ich dir also erzählen, was geschehen ist?

Aber wie soll ich es denn beschreiben?!

Je länger ich darüber nachdenke, desto unmöglicher erscheint mir das alles. Die Zeit lässt uns mich eben doch nicht los. Oh Lilly, wie gern würde ich dir in deinen Wachträumen folgen. Aber ich kann es nicht.

Sind wir denn so verschieden?

Bitte, du darfst diesen Worten keine große Bedeutung beimessen. Es sind flüchtige Gefährten, und wir wissen doch beide, wie ähnlich sich unsere Wesen sind. Und es hat ja auch sein Gutes, denn hätte ich die Zeit und die Kraft, meine Worte noch einmal durchzulesen, ihr Schicksal wäre besiegelt. Ich würde nicht zögern, diesen Brief zu zerreißen und ihn in den Eimer zu den stinkenden Resten des Hechtes zu werfen. Papier ist gut, um ausgescharrte Innereien zu überdecken.

Ich werde also weitermachen, genau wie du gesagt hast, jetzt, jetzt, jetzt.

Die Fische sind allesamt ins Wirtshaus gewandert. Aber glaub nicht, dass sie dort auch angekommen sind.

Nein, verzeih, ich muss anders beginnen.

Seit Tagen empfängt Pfarrer Fuggert die verschiedensten Leute. Manche kommen ganz früh, noch im Schutz des Nebels, und gehen erst wieder, wenn es die Dunkelheit erlaubt. Aber das tun beileibe nicht alle. Ich habe sie schließlich zu jeder Stunde hoch zum ›Schwaden‹ laufen sehen. Aber sie kehren dort nicht ein, sondern gehen direkt rauf in das Zimmer, das Fuggert nun schon seit Wochen bewohnt. Er empfängt sie dort und lässt sie erzählen. Und wenn sie stocken, wartet der Fisch auf sie. Vielleicht fragst du dich, was das alles zu bedeuten hat, aber den Reim musst du dir schon selber machen. Und das wirst du, das wirst du ganz gewiss. Und glaub mir, du wirst richtig liegen, vollkommen richtig. Wie könnte ich daran zweifeln!

Ist das eine Befürchtung oder eine Erwartung?

Ich weiß es nicht. Aber was sollte das auch ändern?!

Lilly, die Zeilen beginnen vor meinen Augen zu verschwimmen. Ich muss mich beeilen. Ich sehe doch, dass ich noch immer nichts zu greifen bekommen habe. Aber gestern, gestern ist Albert gekommen. Es war schon fast dunkel, aber ich weiß, dass er es war. Selbst wenn ich ihn nie zuvor gesehen hätte – ich hätte ihn erkannt. Du hast ihn mir so oft schon beschrieben. Eines Tages aber wird er bei dir sein. Hörst du, Lilly, eines Tages wird er ganz und gar bei dir sein.

Glaubst du mir das, Lilly? Glaubst du mir das?

Lilly, du darfst nicht glauben, dass das hier alles ein Spiel ist. Es sieht nur wie eines aus.

Ich bin müde. Wenn Arthur morgen kommt, werde ich ihm den Brief mitgeben. Wenn nicht, zerreiße ich ihn und streue die Schnipsel über die Eingeweide eines riesigen Fisches.

S.